

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 44

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Berner XLII

Ein Berner namens Osgi Fischer, seit dreißig Jahren Straßenwischer, empfand die ihm verliehene Rolle als eine freud- und ehrenvolle. «Wer sonst» sprach Osgi (sehr berechtigt)

«ist vom Gemeinderat ermächtigt, den ganzen Tag von Amtes wegen an Luft und Sonne sich zu regen und früh vom Morgen bis zum Nachten das Leben Berns beobzuachten?»

Hier sieht man: Osgis Ausdrucksform entspricht zwar nicht genau der Norm; doch scheint uns dieses eher ein charakterliches Plus zu sein.

«Ich kenne Bern wie kaum ein Zweiter», fuhr Osgi stumpfenrauchend weiter, «denn wenn ich, die Verkehrs-Arterien der Stadt von Unrat und Bakterien zu säubern, durch die Straßen wandere, dann seh' ich sicher mehr als andere.»

Ich weiß aus kompetenter Quelle, daß man dem Osgi eine Stelle im Büro angeboten hat. Er wollte nicht. Er liebt die Stadt.

Hinter der Säule

Mit der Hustensaison beginnt in Bern jeweils die Konzertsaison. Zwei Abonnementskonzerte habe ich bereits hinter mir. Bleiben noch acht.

Es leben in Bern zahlreiche Freunde der gehobenen Musik. Sie zerfallen hauptsächlich in die Bernische Musik-Gesellschaft und den Bernischen Orchesterverein. Beide führen Konzerte im Großen Casino-Saal durch, beide bedienen sich dabei des Berner Stadtorchesters – aber während die ersteren im Programm «Symphonie» schreiben, schreiben die letzteren «Sinfonie» und sind mir darum psychisch und fisich ein bißchen weniger sinpatisch.

Doch verlieren wir uns nicht filisterhaft in filologisch-philosophischen Frasen; es geht hier ja um die Pflege der Musik, und die ist zum Glück immer die gleiche, sei sie nun von Joseph Haydn oder von Josef Haidn.

Diese Musik genieße ich also zehnmahl pro Winter auf einem billigen Platz der Seitengalerie im Casino-Saal, und während das akustische

Erlebnis sich von Mal zu Mal wandelt, bleibt der visuelle Eindruck immer der gleiche: ich sehe eine Säule.

Es ist eine Marmorsäule, unten gerillt wie ein moderner Kugelschreiber, oben mit Schnörkelwerk, das, wenn mich Knaurs Volkslexikon nicht trügt, als dorisch zu bezeichnen ist. Ihr Durchmesser ist so groß, daß sie mir zusammen mit der Balkonbrüstung nur ein bescheidenes Blickfeld freigibt. Vom Orchester sehe ich nur ein Fragment der Violinen, eine Flöte und (was man immer gerne sieht) das Schlagzeug, doch ist mir aus der Presse bekannt, daß es auch noch verschiedene Holz- und Blechbläser sowie großkalibrige Saiteninstrumente gibt. Vom Dirigenten und von allfälligen Solisten erhasche ich jeweils einen kurzen Anblick, wenn sie zu Beginn und am Ende ihres Wirkens ihren mühevollen Stolperweg zwischen Notenständern und Musikantenbeinen hindurch begehen. Ueber das Publikum möchte ich mich nur vorsichtig äußern, da ich ja selber dazugehöre. Es unterscheidet sich von demjenigen im Sportstadion dadurch, daß es festlicher gekleidet und in seinen Beifalls- und Mißfallensäußerungen zurückhaltender ist. In der Pause steht oder rotiert es dichtgedrängt im Foyer; die Damen schielen nach



Darf ein Pfarrer Verkehrs- werbung treiben?

Von der Kanzel herunter wohl kaum. Wenn er aber im Nebenberuf Dichter ist und in einem Lied seine engere Heimat so aufrichtig und herzlich preist, daß sich die Fremden angezogen fühlen, dann darf man ihm sicher keinen Vorwurf machen. Und was Pfarrer Gottfried Straßer vor bald hundert Jahren schrieb, gilt auch heute noch: «In GRINDELWALD den Gletschern by, da cha ma gäbig läben!»

den Roben ihrer Rivalinnen, die Herrenspähen gequält nach Aschenbechern. Daneben nickt man Bekannten zu, mit Vorliebe sozial höhergestellt, und ist froh, bei einem kulturellen Anlaß gesehen zu werden. Nachdem dann die an verschiedenen Punkten angebrachten Wecker dreimal geschrillt haben (in ais-moll, vermute ich), eilt man gemessenen Schrittes in den Saal zurück und zählt im Programm die Sätze des nächsten Stückes, um ja nicht zu früh zu applaudieren. Trotzdem kommt es zum Beispiel bei Tschairowskys Sechster immer wieder vor, daß einige Ignoranten schon nach dem so endgültig klingenden Schluß des dritten Satzes zu klatschen beginnen: für die routinierten Konzertbesucher eine gute Gelegenheit, mißbilligend zu psssten.

Fast will mir scheinen, ich hätte dieses würdige Thema allzu frivol behandelt, und es wäre nun an der Zeit, auf die künstlerische Seite der Abonnementskonzerte einzugehen. Wenn man so zurückgelehnt im Halbdunkel sitzt und sich von der Musik, die den ganzen Raum erfüllt, umbranden läßt, kommt man ja auf verschiedene Gedanken und Gefühle. Man erstaunt vor allem ob der wunderbaren Wirkung, die dadurch entsteht, daß einige Menschen mit gespannten Roßhaaren über gedrehte Katzendärme streichen, während andere auf eine Kälberhaut hauen oder in hölzerne und blecherne Geräte blasen und ein Einzelner mit einem Stöcklein Bewegungen ausführt, die auf der Straße als Symptom geistiger Verwirrung gedeutet würden. All das zusammen ergibt einen Eindruck, den Konzertkritiker anderntags mit seltsamen Fremdwörtern zu beschreiben suchen, während unser-einer ihn, hinter einer Säule sitzend, wortlos genießen darf.

Das Wetter im Wintermonat

4 November-Wetterregeln aus dem Bernbiet

*

«Ist Martini (11.) klar und heiß, bringt der Winter Frost und Eis.»

*

«Martinstag mit Schnee tuet eim bis i Hornung weh.»

*

«Berthold (17.) trüb und Eugen (18.) klar, düten auff ein günstig Jahr.»

*

«Liegt der Morgenstern (Merkur) im Dunst, bringt der Christmonat viel Gunst.»

*

Im Bernerland, wo man noch eng mit der Scholle verwachsen ist, schenkt man solchen Bauernregeln vielerorts weit mehr Beachtung als den Wetterprognosen der Meteorologischen Zentralanstalt. Die oben zitierten Sprüche wurden zwar soeben von mir erfunden,

doch wage ich zu behaupten, daß sie genau so wenig zutreffen wie ihre aus dem 17. Jahrhundert überlieferten Vorbilder.

Briefkasten für Nichtberner

(Nur für dringende Fälle)

Hulda K. in O. Sagen Sie mir nichts gegen das Oberländer Heimatwerk! Es stimmt schon, daß es dort weder musikalische Klosettrollenhalter noch Bierhumpen mit «Gruß aus Bern» zu kaufen gibt; andererseits kommen aber doch hin und wieder Touristen nach Bern, die Geschmack haben und auch bedient sein wollen.

Herrn M. D. in F. Nein, über die Verkehrsverhältnisse in der Muri-Allee werde ich mich nicht mehr äußern! Außerdem habe ich einen Freund, der beim Muri-Bähnli angestellt ist.

Hugo L. in K. Ja, es gibt Berner, die es bedauern, daß auf der Bremgarten-Rundstrecke keine Auto- und Motorradrennen mehr durchgeführt werden dürfen. Sie wohnen alle am andern Ende der Stadt.

Die Achse Bern-Japan

Als ich vor etlichen Wochen (am 13. Juli, um genau zu sein) von der bernischen «Verworfenheit» berichtete, konnte ich nicht ahnen, daß ich damit eine kulturhistorisch-architektonische Brücke nach Japan schlug. Aber es ist so. Sie erinnern sich: als «Verworfenheit» bezeichnet man jenes städtebauliche Kuriosum, das darin besteht, daß sich die Querstraßen mit der Hauptstraße nicht schneiden, sondern ihre Fortsetzung jenseits der Kreuzung immer leicht verschieben. Für Bern ist das kennzeichnend.

Und nun hat Herr Joseph Schmidlin aus Miyako (oben rechts auf der Hauptinsel Hondo) die 45 Yen Portospesen nicht gescheut, um mir per Luftpost mitzuteilen, in den japanischen Städten sei diese Verworfenheit geradezu alltäglich. Während man sich in der schweizerischen Hauptstadt diese Erscheinung nicht richtig erklären könne, seien aber in Japan drüben die Gründe längst bekannt: sie seien verteidigungstechnischer Natur. Das leuchtet einem militärdienstpflichtigen Schweizer natürlich sofort ein: je mehr Ecken, desto bessere Deckung! Kurze Schußbahnen, damit weittragende Feuerwaffen nicht voll wirken können! Diese Ueberlegungen des Ritters Kuno von Bubenberg haben heute noch Geltung!

Herzlichen Dank, Herr Schmidlin, oder, wie der Japaner sich auszudrücken pflegt: «Dom' arigato!» Ihr Brief hat mich mit Stolz und Freude erfüllt. Zwar habe ich schon immer gewußt, daß Bern einen nicht unbeträchtlichen kulturellen Einfluß auf andere Gebiete ausgeübt hat; daß dieser Einfluß in älterer Zeit aber bis Japan reichte, das überrascht sogar mich ein wenig!

Ueli der Schreiber